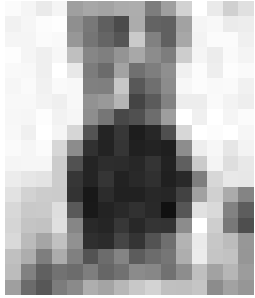
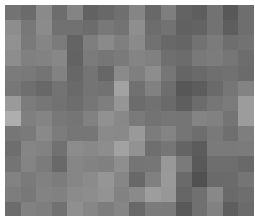


KULTUR-TIPPS

**Tokyo Year Zero**

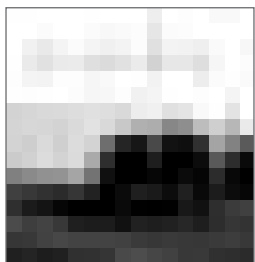
(lc) - D'abord un avertissement: âmes sensibles s'abstenir absolument! Le roman de David Peace est d'un noir extrême. Dans le genre du polar on appelle cela du « hard boiled », car les lecteurs se demandent de temps en temps pourquoi ils continuent à lire, tellement c'est atroce. La réponse: parce que c'est bien. Et plus encore dans le cas de

« Tokyo Year Zero », c'est une occasion unique de se plonger dans une époque méconnue de l'histoire récente du Japon, celle de l'immédiat après-guerre. L'empire nippon défait végète sur les cendres de son ancienne fierté et tente de sauvegarder un minimum de dignité dans la catastrophe. Ce qui semble difficile dans un monde où les ruines dominent tout, les jeunes filles se vendent aux vainqueurs américains pour un bol de riz et les valeurs nippones sont en déclin ou même hors-la-loi. Lorsque deux corps de jeunes filles sont retrouvés dans le parc de l'impératrice Shoken, dénudées et violées, le détective Minami découvre que ces crimes sont liés inextricablement à son propre passé et rajoutent encore un cauchemar à la catastrophe ambiante. Le récit de Peace se tient au plus proche de son personnage, ce qui lui évite des digressions. L'atmosphère est tenace et sombre et on se réjouit d'avance des deux tomes qui devront compléter la saga dans les années à venir. Seul hic pour les anglophobes: le roman n'est pas (encore) traduit en français.

**GuruBanana**

(cw) - Ein Zungenbrecher, der einen Hauch von Indien-Backpacking verbreitet - so der Bandname der italienischen Combo „GuruBanana“, deren erste CD im letzten Herbst bei dem kleinen Label „Pocket Heaven“

erschienen ist. Frisch und freundlich wie die grüne Hecke auf dem Cover vom gleichnamigen Album wirkt denn auch das Repertoire der alternativen Indie- und Songwriterband. In einem VW-Bus durch die Pampa fahren, das Gesicht in der Sonne und „GuruBanana“ hören, das würde passen. Musikalisch verspielt, mit englischen Songtexten überrascht das Album insbesondere durch seine Leichtigkeit: Während Andrea Fusari sich als Songtexter und Sänger betätigt und zum Teil zur Gitarre greift ist Giovanni Ferrario zuständig für die Perkussion sowie für die Produktion. Trotz minimalistischer Besetzung wirkt die Platte erstaunlich komplex. Vom Stil her ist es eine Mischung aus sechziger Jahre Rockelementen - ein bisschen Beatles, ein bisschen Bob Dylan - Indie und Electro. Die Texte behandeln das alltägliche Gefühlchaos, Drogen und die Suche nach Lebenssinn. Insgesamt ein nettes Album.

**Minka**

(cw) - Allen Unkenrufen zum Trotz, die vor allem durch gewisse Bürgerinitiativen forciert wurden, dass sich der Bezirk Bonneweg zum sozialen Brennpunkt und zur Schmutzdecke der Stadt entwickle, ist eher das Gegenteil zu beobachten: Bonneweg profitiert von seinem alternativ-sozialen Image. Neben dem öko-

logischen „Baumarkt“ Biotop, dem Bioladen Mullebutz, dem Naturkleiderladen Pimpampel hat nun eine weitere auf ökologisches Herstellungsverfahren bedachte Kleiderboutique eröffnet. Die Mode-Stylistin Nora Schlessler hat ihren Showroom, der sich vormals in Wintringen befand, nach Bonneweg verlegt. Hinter der fluoreszenten Fensterfront finden nicht nur Mütter und ihre Kleinkinder originelle, farbenfrohe Mode, die aus Öko-Baumwolle besteht und die zu fairen Bedingungen hergestellt wurde, sondern auch ausgewähltes Kinderspielzeug, Umhängetaschen, Accessoires und Naturkosmetika. Nicht nur, dass es in dem kleinen Laden einiges zu entdecken gibt und man durchaus auch Geschenk-ideen findet, ein echtes Plus ist auch die freundliche Beratung durch die Ladenbesitzerin. Es lohnt der Besuch. Minka - green lifestyle, 25, rue Pierre Krier, Luxemburg-Bonneweg. www.minka.lu

KULTUR

MAX-OPHÜLS-PREIS

„Ich mach' halt Film“

Julian Bernstein

Der 30. Max-Ophüls-Preis ist eine willkommene Gelegenheit dem jungen deutschsprachigen Kino auf den Zahn zu fühlen und sich überraschen zu lassen.

Für viele Menschen ist der 30. Geburtstag eine Art Zäsur. Es ist die Zeit, in der man sich dem gesellschaftlich vorgegebenen Programm ergibt, nach und nach sesshaft wird und sich eine Familie inklusive Haustier zulegt. Mit 30 hat man es eben nicht mehr nötig, jeden Scheiß auszuprobieren. Man ist angekommen - zumindest irgendwo. Dass sich Filmfestivals nach einer ähnlichen Gesetzmäßigkeit entwickeln, lässt sich nach drei Jahrzehnten Max-Ophüls-Preis nicht ganz von der Hand weisen. Der Name sowie der Anspruch, den deutschsprachigen Nachwuchsfilm zu fördern, sind geblieben. Dennoch hat sich viel verändert. Was 1979 als kleines Avant-Garde-Festival begann, zieht heute mit über 30.000 Menschen ein Massenpublikum an. Und alle Filmfestivals, die eine gewisse Größe überschreiten, ähneln in erster Linie einem Marktplatz. Die Filmindustrie geht auf Einkaufstour. Das gehört zum Spiel. Zu den jüngsten Veränderungen, die das Festival in seiner Geschichte vorweisen kann, gehört neben der Einrichtung einer eigenen Dokumentarfilm-Sparte beziehungsweise die Abschaffung der Experimentalfilm-Reihe. Expe-

rimente haben es auf dem Festival fortan also schwieriger. Der Charakter der Langfilme ist schon seit langem ein anderer: Die oft chaotischen Guerilla-Produktionen der Anfangsjahre sind technischer Perfektion gewichen. Ob dies zu Lasten der Kreativität geht oder nicht, bleibt bis jetzt noch offen.

Nach dem der Festivaltrubel vorbeigezogen ist, versucht man nichts Geringeres, als die darauf folgende Feuilleton-Preisfrage zu beantworten: Wie ist der Zustand des jungen, deutschsprachigen Films? Diese am Beispiel des diesjährigen Gewinnerfilms „Universallove“ zu beantworten, wäre falsch. Dazu ist das Werk des Österreicher Thomas Woschitz zu eigenwillig: Das „Musical für alle, die eigentlich kein Musical wollen“, wie der Regisseur seinen Film vorstellt, ist ein fragmentarischer Episodenfilm, der sechs voneinander unabhängige Liebesgeschichten erzählt. In Japan verliebt sich ein Computerbastler in die Angestellte einer Suppenküche, in Rio hat eine Frau aus den Favelas das Glück, von dem von ihr angebeteten Telenovela-Star angefahren zu werden und in Luxemburg entdeckt ein biederer Geschäftsmann im Schwimmbad seine Homosexualität. Alle Episoden sind mit der Musik der Indie-Band „Naked Lunch“ untermalt, die das Gezeigte mehr zu einem überlangen Videoclip als zu einem Spielfilm macht. Schöne Bilder mischen

So sieht also ein
Gewinnerplakat aus...



sich mit melancholischer, zuweilen ins Sentimentale abdriftender Musik, die, je nach der musikalischen Präferenz des Zuschauers, das Ganze entweder zu einer angenehmen Dauerbeschallung oder zu einer achtzigminütigen Tortur werden lässt. Der Jury zumindest hat's gefallen.

Als wichtigster Film des Festivals gilt jedoch ein anderer: das Flüchtlingsdrama „Ein Augenblick Freiheit“ des 1972 im Iran geborenen und seit 1982 in Österreich lebenden Regisseurs Arash T. Riahi. Wie schon seine Dokumentation „Exile Family Movie“, die er 2006 in Saarbrücken vorstellte, trägt auch sein erster abendfüllender Spielfilm die autobiographischen Züge einer Kindheit als politischer Flüchtling. Der hauptsächlich in Ankara gedrehte Film überzeugt weniger durch eine unkonventionelle Machart, als durch sein starkes Drehbuch. Drei Handlungsstränge vermischen sich in der türkischen Hauptstadt: Die zwei jungen Iraner Ali und Merdad wollen ihre kleine Cousine Azy und ihren Bruder Arman zu ihren Eltern nach Österreich bringen, eine kleine Familie hat den Traum von einem besseren Leben in Deutschland und ein alternder Iraner schlägt sich gemeinsam mit einem irakischen Kurden durch die Widrigkeiten des Flüchtlingsalltags. Alle vereint ein gemeinsames Ziel: die Bewilligung ihrer Asylanträge. Der tägliche Gang zum UN-Gebäude um die

Absolution zu erbetteln, endet nur in alltäglicher Erniedrigung. Das UN-Gebäude symbolisiert Hoffnung und ist zugleich ein Ort der Verzweiflung. Neben der Darstellung der permanenten Ohnmacht ist es auch ein Film über die Treue zu politischen Idealen, für die die Protagonisten auf ihrer Flucht den Preis zahlen. Größe beweist der Film mit seinem schwarzen Humor, der das Gezeigte vor einer übertriebenen Sentimentalität bewahrt. So fällt dem personifizierten westlichen Schuldkomplex, in Form einer jungen, politisch engagierten Idealistin bei der Begegnung mit Ali und Merdad nichts anderes ein als: „Wow, ihr seid die ersten richtigen Flüchtlinge, die ich treffe“ und „Ich wollte auch immer so eine aufregende Kindheit!“ Die Reaktion des Festivalpublikums war temporäre Betroffenheit. Taschentücher wurden herumgereicht und intelligente Fragen, à la „Warum zeigt man diesen Film nicht bei der EU oder im Bundestag?“ gestellt. Wenn auch nicht zum Gewinn der begehrten Trophäe, so reichte es immerhin für den Preis des saarländischen Ministerpräsidenten Peter Müller und für den kirchlichen Interfilm-Preis.

Etwas unbeachtet neben den Wettbewerbsreihen gab es als Hommage an Thierry van Werveke auch die Deutschlandpremiere von Andy Bauschs „Inthierryview“ zu sehen. Der Leiter des Kinos „achteinhalf“

kündigte vor halbvollem Saal einen Film über „unseren Weggefährten und Freund Thierry“ an. In der Tat hatte man den Eindruck von einer kleinen Familie, von einer Fangemeinde, die sich dort trifft, um ihren Thierry zu sehen. Der Wirt einer bekannten Saarbrücker Kneipe fragte sogar nach einem „Thierry-Poster“. Begrüßt wurde auch das Versprechen des sichtlich gerührten Produzenten Paul Thiltges, sich dafür einzusetzen, die Dokumentation in die deutschen Kinos zu bringen. Auch bei der Projektion des nationalen Filmheiligums „Troublemaker“ im wenig gefüllten Cinestar hatte man den Eindruck von Intimität. Hier saßen alte Fans. Als Schauspieler in insgesamt drei Filmen, die ganz regulär im Festival liefen - darunter im Langfilmwettbewerb „Tausend Ozeane“ des Schweizer Luki Frieden-, hätte van Werveke diese Hommage fast nicht nötig gehabt. Daneben war er in dem Dramen „Freigesprochen“ des Österreicher Peter Payer und in „Lingo Vino“, einem Kurzfilm des Saarbrücker Regisseurs Daniel Texter, zu sehen. Alle drei Filme sind übrigens Produktionen und Koproduktionen der luxemburgischen Firma Iris Productions.

Zurück zum Zustand des deutschsprachigen Kinos. Am Besten illustriert mit einer Anekdote: Eine freundliche x-beliebige Moderatorin fragte einen x-beliebigen jungen Filmemacher,

warum er denn diesen Film gemacht habe. Der Regisseur antwortete: „Ich mach' halt Film. Das war mein Diplom.“ Das Publikum war mit seinem Diplom zufrieden. Es lachte zweimal, dreimal und applaudierte, bevor es sich auf den Heimweg machte, um dort das Gesehene nach ein paar Stunden wieder zu vergessen.

Im Wettbewerb liefen aber auch experimentierfreudigere Produktionen. Zum Beispiel das Episodendrama „Kleiner Sonntag“ des Schweizer Regisseurs Philipp Ramspeck. Experimentell, fragmentarisch, dramaturgisch verquer und als Spielfilm eine Katastrophe - ohne Frage. Bei der Premiere im Cinestar verließen gut zwanzig Prozent der Zuschauer den Saal und der eine Teil der noch geblieben war, störte mit spöttischem Gemurmel. Dennoch hat dieser Film etwas. In seinem Scheitern verkörpert er den Mut am Experiment, den Bruch mit verinnerlichten Sehgewohnheiten. Im Gegensatz zu den meisten Filmen, die in ihrer stilistischen wie inhaltlichen Gefälligkeit dem Zuschauer das gewohnte Lächeln abringen, schafft es „Kleiner Sonntag“ immerhin, das Publikum zu überraschen, es zu irritieren. Konfrontatives und eigenwilliges Kino ist neben der Masse an glatten Standardproduktionen also möglich. Auch beim 30. Max-Ophüls-Preis.